

Als Justus Kaleika die Treppe runtergetrampelt kommt, kann sich Karl Gustav Gütergotz schon denken, dass mal wieder was nicht stimmt. Wahrscheinlich isst diesmal der Kaffee.

Und da isst er auch schon.

»Fuggert meint, das mit dem Kaffee geht so nicht.«

Geht ganz schön schnell, was? Na gut, machen wir's ein bisschen langsamer, halten inne und blättern ein Stückchen zurück.

»Guten Abend, Herr Wirt. Mein Name ist Johann Christian Martin Fuggert und ...«

»Was wollen Sie?«

»Nun ... also ... ich hätte gern ein Zimmer ... für ein paar Nächte.«

»Gibt's oben.«

»... und etwas zu essen.«

»Gibt's hier.«

»Vielleicht ein gutes Stück Rindfleisch?«

»Müssen Sie schon selber wissen.«

»Rindfleisch ist erlaubt, es darf nur nicht zu lange gebraten sein. Und nicht so fettig. Und am besten ungewürzt.«

»Schon mal mit der Schuhsohle probiert?«

»Wahrscheinlich etwas zäh, meinen Sie nicht?«

»Habs noch nie probiert.«

»Dann bleibe ich bei dem Rindfleisch. Und dazu bitte etwas Brot. Ich nehme an, es ist nicht frisch gebacken.«

»Is das ne Frage?«

»Ja.«

»Nö.«

»Äh, wie meinen?«

»Nicht frisch gebacken.«

»Oh, gut, sehr gut. Aber – Sie mögen die Frage verzeihen – es ist doch nicht schon schimmelig, oder?«

»Kann man abschneiden.«

»Also ...«

»War's das?«

»Ich weiß nicht recht. Vielleicht noch ein Glas frisches Quellwasser.«

»Quellwasser?«

»Frisches!«

Gut möglich, dass die Worte an diesem mit meteorologischen Klischees überladenen Juliabend andere waren, doch ist die Umformung des Gewesenen der Preis, den eine jede Erinnerung zu zahlen hat – und den wir, genau wie die Erinnerung selbst, zu zahlen nur allzu gern bereit sind, bekommen wir doch mit der Umformung nicht nur das grundlegende Prinzip aller Geschichte serviert, sondern, sozusagen als Krönung des ganzen, noch einen schönen Schein obendrauf, auch wenn es sich in diesem Fall nur um den des Feuers handelt, welches Karl Gustav Gütergotz vor Stunden im Kamin entzündet hat und vor dem er jetzt mitsamt seinem einbeinigen, fest untern Arsch geschnallten Melkschemel hockt, einen Pott Kaffee in den globigten Händen hält und ihn, dampfend und warm, ins nächstbeste Nachtgeschirr gießt.

»Taugts wenigstens noch zum Reinemachen.«

Womit sich die Sache für ihn erledigt hat.

Und so schleift sich's dahin, indes keine fünf Meter weiter, für jeden, der kann, leicht zu lesen, ein Zettel in der Größe eines fulminanten Folianten hängt und die halbe Vorderseite von etwas überdeckt (oder darstellt, denn die Seite ist offen), das sich nicht näher kategorisieren lässt denn »Mobilier, welches aus Holz ist«, wobei selbiges aussieht, als habe ein bierlauniger Sargtischler versucht, einen avantgardistischen Hasenstall zu zimmern, kurz vor Abschluss der Bauarbeiten jedoch bemerkt, dass er gar keine Karnickel besitzt, woraufhin er sich entschied, ein konventionelles Regal draus zu machen, welches schließlich an seiner überdimensionierten Gewöhnlichkeit scheiterte. Vielleicht war es aber auch einfach nur zu spät. Gewiss jedenfalls, dass »Mobilier« nicht das rechte Wort für dieses hölzerne Objekt ist, schließlich steht es seit unvordenklichen Zeiten am selben Platz, irgendwo auf halber Strecke zwischen Feuerstelle und Tür, direkt vor einer meterdicken Bruchsteinmauer, an deren Fußende sich der Putz derart hoch türmt, dass es den Anschein hat, als wolle er zurück an die Wand, von der er nach Jahren in Fladen gebröckelt, gleichwohl dem interessierten Beobachter nicht entgehen kann, dass es *hinter* dem Objekt, welches aus Holz ist, nie auch nur die dünnste Schicht Putz gegeben hat – und sich nichts in ihm befindet, sieht man einmal von einem schon seit Wochen daliegenden Brief und einer Staubschicht von historischen Ausmaßen ab: die ins Mikrokologische verdichtete Ablagerung unzählbar vielen Lebens, von keiner Archäologie je zu ergraben.

Oben auf dem Zettel aber steht: »Fuggerts Fresserei«. Darunter zwei Spalten, links ist »Verboten!« und rechts ist »Erlaubt«.

Das anschließende Gekrakel stammt zweifellos von Karl Gustav Gütergotz, wiewohl Johann Christian Martin Fuggert als eigentlicher Urheber des folianten Stücks Papier angesehen werden muss, ist doch die linke Spalte das Resultat eines guten Dutzends unberührt wieder vom Tisch wandernder Mahlzeiten, derweil sich die rechte als Manifestation diverser kulinarischer Sonderwünsche entpuppt. Dazwischen aber schoben sich wochenlange Exkurse über rechte Ernährung und Lebensweise, die, obwohl vom jungen Vikar allesamt mit leerem Mund vorgetragen, Karl Gustav Gütergotz allein ihren Worten nach verstand, bis, ja bis Fuggerts Abhandlungen eines Abends hinter Kaskaden darniederrieselnder Erinnerungen verschwammen und schon bald unter einem Haufen kleiner Denkwürdigkeiten verschwunden waren<sup>1</sup>, welche allesamt Gütergotz'

---

1 »... denn die Leiden zu lindern und die Schmerzen zu stillen ist der Wille des allmächtigen Gottes, gleichwohl ein jeder von uns einen Funken der göttlichen Kraft in sich trägt, auf dass es dem einzelnen wie der Gemeinschaft gelinge, durch tatkräftige Entschlüsse und einen starken und strengen Glauben alles zu erreichen, was in den Grenzen dieser unserer Natur liegt. Denn lassen Sie sich gesagt sein: Dem unbedingten Willen ist nichts unmöglich – und die Erkenntnis allgewiss. Um diesen Weg aber gehen und seine Prüfungen bestehen zu können, gilt es, sich zu beherrschen, der unnützen Ruhe ebenso zu entsagen wie alle widernatürlichen Bewegungen zu unterlassen und zu unterbinden, haben doch Ausschweifungen noch nie zum Ziele geführt. Ja, es ist generell zu bezweifeln, dass eine Unart wie das heutige Tanzen überhaupt ein solches besitzt, zumal allgemein bekannt ist, dass bereits ein leicht erhöhtes Maß an unbotmäßigen Bewegungen zum Blutsturze führen kann. Überdies weiß man von vielen jungen und scheinbar gesunden Menschen, die am Abend tanzten oder auch nur Tanzenden zuschauten und am nächsten Morgen tot in ihrem Bette lagen. Das Tanzen sollte deshalb nur dann erlaubt sein, wenn es sich um eine Form geordneter Bewegung handelt.

Über die Faulheit indes, mag sie nun eine Trägheit des Herzens oder eine des Geistes sein, ist schon vielerlei gesagt worden, so dass ich mich in diesem Falle beschränken und auf jenes wahre Wort berufen kann, demnach der Faulheit die Krankheit folgt. Auf die Krankheit aber, so sei hinzugefügt, folgt nicht selten der Tod. Doch will ich meinen Blick an dieser Stelle noch in eine andere Richtung lenken, schließlich dürfen wir, gerade an einem Ort wie diesem hier, unseren Körper nicht vergessen. Sie glauben nun vielleicht, dass ein Mann der Kirche da-

rüber nichts zu sagen weiß, und wenn, dann gewiss nichts Rechtes, doch wollen wir das erst mal sehen. Zwar heißt es bekanntlich, man solle darum beten, dass in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohne, doch wäre das ein toter Gott, bei dem alles schon vorher bestimmt und der zu seiner Ehre nur noch der Fürbitten und Gebete bedarf. Nein, der Gott, dessen lebenskräftigen Funken wir alle in uns tragen, hat den Geist zwar unsterblich und unseren Körper zu seiner Hülle gemacht, doch müssen wir, wenn wir den Geist mit dieser unserer Hülle schützen wollen, auch die Hülle selbst beschützen, müssen ihr Sorgfalt und Pflege angedeihen lassen und sie vor allen schlechten Einflüssen und schändlichen Verlockungen bewahren. Sie sehen also, ein gesunder Körper beherbergt nicht nur einen gesunden Geist, sondern hilft auch, einen solchen auszubilden. Von was aber, so frage ich Sie, wird unser Körper mehr beeinflusst als von den Speisen, die wir ihm zu essen und den Flüssigkeiten, die wir ihm zu trinken geben? Gewiss, auch unsere gesamte Lebensweise spielt hierbei eine Rolle, und ein jeder von uns muss ständig achtsam sein und sich ermannen, um nicht den regellosen Ausschweifungen nachzugeben oder jenen liederlichen Lockungen zu erliegen, welche an jeder Ecke lauern, gerade im trübsten Lichte und im Dunkeln. Doch will ich mich hierin nicht weiter vertiefen, zumal bekannt ist, dass die falsche Wahl der Speisen und Getränke unsere Lebenskraft schwächt und unser Dasein bis in seine feinsten Verästelungen hinein beeinträchtigt. Ja, wie man weiß, können sogar besonders aromatische und intensive Gerüche unser Leben gefährden, mögen diese nun von den meist völlig unbedacht verwendeten Gewürzen herrühren oder auch nur von einem Strauß stark riechender Blumen stammen, welcher, über Nacht im Schlafzimmer belassen, seine tödliche Wirkung entfaltet. Sie werden daher verstehen, wenn ich Sie bitte, in Zukunft auf Ihre Schwefelhölzer zu verzichten und stattdessen nach einer neueren Zündmaschine Ausschau zu halten. Mitunter muss man seine Gewohnheiten für die rechte Lebensweise ändern und manches Liebgewonnene aufgeben, genau wie wir all jene Genüsse meiden müssen, die den Körper krank machen, ihn schwächen oder mit seiner natürlichen Verfasstheit nicht in Einklang zu bringen sind. Denn wie sehr wir uns auch immer bemühen, alles zu erreichen, was innerhalb der Grenzen unserer Natur liegt, so dürfen wir doch nie etwas über diese hinaus unternehmen. Niemals! Inmitten allen Fortschritts ist der Naturzustand unser Ausgangspunkt und unser Ziel. Dennoch ist es falsch zu sagen, unser Glaube vertrage sich nicht mit den diätetischen Lehren oder der neueren Homöopathie. Das Gegenteil ist der Fall. Denn was geschieht bei dieser anderes, als dass das Unheilbringende eines Stoffes durch vielfache Verdünnung aufgelöst wird, derweil seine Wesensart, seine mächtige Seele, erhalten bleibt, damit unsere Lebenskraft an ihr wachse. Allein schon aus diesem Grund ist der Homöopathie der Vorzug vor der Allopathie zu geben, wird doch bei jener ein der Seele verwandtes Geistiges zugeführt und die Seele, wenn sie etwas in ihr Abgängiges oder auch nur Geschwächtes von außen her in sich aufnimmt, sogleich in die Lage versetzt, zum Arzt des kranken Körpers zu

Kindheit folgten, eine Kindheit, wie es sie nie gegeben hat, deren Erinnerungen aber um nichts weniger vollkommen wahr sind, wahr und warm wie das Wasser in dem riesigen Kessel, der, vollgepackt mit loderndem Holz, in der Waschküche steht ...

Bevor er reinsteigt, schaut er sich noch einmal um. Die Wände sind weiß gekalkt und von Wasserdampf durchsogen, derweil Spritzer von Fett und Blut vor seinen Augen prangen und sich hier und da zu rechten Flecken, ja ganzen Figuren auswachsen, deren Farbe sich jedoch schon bald nach dem Eintreffen und Aufsaugen verliert und die braun und grau werden, auf ewig beginnend an einem Tag im November ... wenn draußen noch die Reste der Nacht klirren, taucht drinnen ein in handliche Würste gepresstes Schwein in den Kessel, und schöpft, so ganz nebenbei, Brühe, Liter für Liter und Eimer um Eimer, und keiner würd's ihm verübeln, wenn der Darm dann mal platzt, hier und da. Und so quirlt's sie umher, die fett glotzenden Augen, ganz oben auf der eingekesselten Brühe, auf deren Grund die sudigen Lefzen liegen, welche nur mit Hilfe riesiger Kellen auftauchen.

Ein höllisches Gebräu ist das. Eines, das, nähme man ein Bad darin, für alle Zeiten unverwundbar machte. Nie aber hat auch nur einer versucht, hineinzusteigen, so saustraff auch immer sie waren – und allen voran: der Veterinär. Kaum Schlaf, dafür trunken, stolpert er kurz nach fünf in kalten Stiefeln herein und findet seinen Platz sogleich an dem Kessel, da rum man sich eilends versammelt, und schon läuft die erste Runde reihum, stürzt gierende Kehlen hinab und weiter ins Leere, derweil das Schwein noch ahnungslos grunzt, da folgt schon die zweite und dritte, derweil das Vieh seine erste und letzte dreht, dagegen der Jüngste – Los, den Kümmelspalter holen! – losgeschickt wird, und nie wird einer mit etwas anderem zurückkehren als einem fest verschnürten Rucksack voller

---

werden. Dagegen wird der leidende Körper bei der Allopathie gezwungen, zum Arzt seiner Seele zu werden, und zwar noch bevor er gesundet ist. Es ist gewiss nicht schwer zu erkennen, dass die Seele auf diesem Weg Gefahr läuft, selbst zu erkranken, wodurch der gesamte Heilungsprozess auf lange Zeit erschwert, ja oft sogar gänzlich unmöglich gemacht wird. Wir wollen es also gar nicht so weit kommen lassen und uns recht ernähren und gottgefällig leben. Dazu aber gehört, dass wir manchem Genussmittel entsagen, andere Stoffe dagegen vermehrt zu uns nehmen müssen. Am strengsten verboten aber, weil von allen Mitteln dasjenige, welches die meisten Übel hervorruft, ist der Kaffee ...«

tieferer Ziegel, die Jahr für Jahr zwischen den Häusern verkehren – eine geheime Währung, durch nichts und niemand zu ersetzen, ein handfester Ritus, der Preis für die Initiation, seit Generationen schon.

Von dem Jüngsten aber bleibt nichts zurück als ein paar Stiefelspuren im Schnee, deren Tiefe die Plackerei nicht offenbart, und einzig der verwischte Raum zwischen den Abdrücken könnte dem, der imstande ist, ihn zu lesen, eine Ahnung verschaffen.

Demjenigen aber, der sich auf den Weg gemacht und den Kümmelspalter geholt hat, um ihn in der gespannten Stille dieser auf ewig erwartungsfrohen Runde auszupacken, entschwinden die Gedanken an das Geschinde sogleich, verblassen und vergehen unter sich ihm entgegenstreckenden Händen, die, fleischig und feist, von den noch warmen Farben des Schweins überkrustet sind und verheißungsvoll dickwandige Gläser umklammern, welche mit Hochprozentigem gefüllt ... und geleert ... und gefüllt ..., derweil man sich mit der anderen Hand die wanstigen Bäuche hält, damit sie nicht platzen und klaffen wie der des Schweins, das außerhalb ihrer Runde hängt, kopfüber, besitzt es einen solchen längst schon nicht mehr.

Und das ist das Leben, auf das man nun trinkt. Abkehlen, einkehlen. Abkehlen, einkehlen. Wieder und wieder.

Und so reiht man sich ein, hält Beile in den Händen und Messer dazu und schneidet's und schnippelt's und würzt's obendrein, bis man sich wiederfindet, am Kessel, in dem die Augen längst nicht mehr zu zählen sind und aus dessen brodelndem Sud die Würste steigen, zungeblutleber, glänzend und dampfend, religiösen Erscheinungen gleich, eine tiefrote Wärme ausstrahlend, rückblickend der Vorschein einer besseren, der ewig idealen Welt, wie es sie nie gegeben hat und die er, Karl Gustav Gütergotz, noch am Abend desselben Tages betritt, um auf den Grund des mit warmen Wasser gefüllten Kessels zu tauchen.

Und während die Erinnerungen ineinander übergehen und verblassen und wir Karl Gustav Gütergotz im schönen Schein der Geschichte am Feuer sitzen und den Kaffee wie Wein im Nachtgeschirr schwenken sehen, werfen wir einen letzten Blick durch den Raum und tauchen dann ab, um die Bühne für einen kleinen Wechselgesang freizugeben, wie er in der Kneipe hier niemals erklungen, um nichtsdestoweniger aber eine Möglichkeit ist, zumal der Titel die geschichtsträchtige Sache auf den schlichten Punkt bringt: »Kaffee«. Verfasser unbekannt.

*(Moderato, con spirito)*

Oh du dunkler Wundertäter	bist ein Alte-Welt-Verräter
ein modernes Faszinosum	ein exotisch Curiosum
bist ein Seelenmassierer	ein Geisteskrepierer
du machst nüchtern	und tüchtern

Ja, da sind wir uns eins.

Du Begründer eigener Häuser	voller gelehrter Duckmäuser
bist ein Geistesaufrichter	ein Sinnenvernichter
ein Kräfteerwecker	ein Lebensvollstrecker
bist vom Manne importiert	und hast ihn impotenziiert

Jeden, außer uns.

Du bist der große Erkalter	bist ein Hitzeentfalter
ein der Dürre Habhafter	und ein Körperentsafter
bist ein Nachrichtenbringer	ein Gesellschaftszwinger
stehst dem Agenten so nah	für Geschäfte in bar.

Davon sind wir hier frei.

Und während sich die Möglichkeit als Notwendigkeit entpuppt und wir, abgetaucht, auf dem Grunde der Erzählung weilen und über den Fortgang der Geschichte philosophieren, steht Fuggert – da und tut – nichts. Aber gut, immerhin erspart er uns damit die elende Rumblättereier. Verstummen wir also und überlassen – den Bauch voll Kaffee – dem jungen Mann Gottes das Wort. Die kleine Einförmigkeit ist freilich Teil der Geschichte ...

Oh du Nervenaufrheber,  
bist ein Blutdruckhochtreiber,  
bist ein Feind der Natur,  
der letzte Akt vor der Kur.

Bist ein böser Überreizer,  
ein mit den Leiden nicht Geizer,  
bist ein teuflischer Saft,  
schwächst die Lebenskraft.

Bist ein künstlicher Wächter,  
ein die Tage Verächter,  
eine Gefahr für die Frau,  
ja ich weiß es genau.

Womit für Fuggert die Sache klar ist. Es sei denn ...

»Gesundheitskaffee, er hat gesagt er will nen Gesundheitskaffee.« Johann Christian Martin Fuggert in Gestalt von Justus Kaleika.

»Hab keinen. Hab ich ihm schon mal gesagt.« Karl Gustav Gütergotz als er selbst.

»Fuggert hat gesagt, falls er keinen hat, soll er welchen besorgen.«

»Kann er doch machen.«

»Was?«

»Sich welchen besorgen.«

»Du!«

»Kein Bedarf.«

»Er hat gesagt, ohne den Kaffee brauch ich gar nicht erst wiederkommen.«



»Dann geh nach Hause.«  
»Da wartet meine Frau.«  
»Dann bleib hier.«  
»Da wartet Fuggert.«  
»Dann mach dich auf den Weg.«  
»Wohin?«  
»Nach da, wo Fuggert hergekommen is, da ham die das Zeug ganz bestimmt.«  
»Wo ist das.«  
»Außerhalb von hier.«  
»Hmm ... Weißt du, manchmal kommts mir vor, als wär er schon immer hier gewesen.«  
»Kommt ja seit Wochen auch kaum noch aus seinem Zimmer raus.«  
»Vielleicht hättest du den Zettel nicht aufhängen sollen.«  
»Und mir stattdessen alles merken, was?«  
»Gesundheitskaffee hättest du dir jedenfalls merken können.«  
»Hab ich doch.«  
»Aber nicht gekauft.«  
»Verdammt, das hier is ne Kneipe und kein Naturheilladen.«  
»Und nun?«  
»Gehst du und bringst ihm seinen Nachttopf.«  
»Und der Kaffee?«  
Der schwappt ins Feuer.  
»Fuggert hat gesagt, Gesundheitskaffee wird nicht gebrannt, nur mild geröstet.«  
Und ich hab gesagt, eine Figur soll nicht mit ihrem Autor sprechen, klar Kaleika?!  
»Aber ich meine ... der Gesundheitskaffee ... was wird denn nun mit dem?«  
»Nichts.«  
»Aber Fuggert wartet drauf.«  
»Dann passt's ja.«  
»Er hatte wirklich nen anstrengenden Tag.«  
»Wozu hat er denn ne Frau!? Ich weiß, die is noch nich wieder zurück, aber Fuggert hat doch selbst gesagt, es sei das schöne Vorrecht der Frau, ihrem Manne der Liebe wegen jeden Gefallen zu tun.«

- »Das hat er gesagt?«
- »Wortwörtlich.«
- »Sollte ich vielleicht auch mal bei meiner Frau ...«
- »Damit will ich nichts zu tun haben!«
- »Sag mal, wo ist Fuggerts Frau eigentlich?«
- »Die holt den Rest von seinen Sachen.«
- »Wo?«
- »Außerhalb von hier.«
- »Und da wolltest du mich hinschicken?«
- »Hättest ihr beim Tragen helfen können.«
- »Was bringt sie denn alles mit?«
- »Hat dir das Fuggert nicht gesagt?«
- »Nein, hat er nicht.«
- »Und sie?«
- »Hab sie nicht gesehen, war nur bei ihm.«
- »Probleme mit den Weibern?«
- »Nicht die Bohne! Weder er noch ich.«
- »Scheint ja langsam dicke Freunde zu werden.«
- »Ich helf ihm nur bisschen.«
- »Na dann is ja gut.«
- »Isses. Aber sag mal, was bringt sie denn nun alles mit?«
- »Vor allem Bücher. Hat sie gesagt.«
- »Er liest ne Menge.«
- »Mehr als er frisst.«
- »Das is mir nur recht, weil, was übrig bleibt, fress ich. Außerdem hat mir Fuggert ein Buch übers Angeln versprochen. ›Das heile Herz des Fischers‹ oder so. Bringt sie bestimmt mit.«
- »Hat tagelang von nichts anderem gesprochen.«
- »Hab ichs doch gewusst. Auf Fuggert is eben Verlass. Umso schlimmer, dass du seinen Kaffee nicht hast.«
- »Dreck! Hab ihm schon vor Wochen gesagt, er soll sich das Zeug selber braun. Roggen, Weizen, Zuckerrüben, war von allem genug da, hätt nur mal raus aufs Feld gehn brauchen.«
- »Und nun?«
- »Nichts. Entweder er kocht sich seine Brühe selber oder er lässts bleiben.«

»Oder seine Frau bringt ihm Gesundheitskaffee mit.«

»Is fast zu befürchten.«

»Versteh ich nich.«

»Musst du auch nich. Fuggert schläft wahrscheinlich sowieso schon.«

»Gott bewahre.«

»Warum gehst du nicht hoch und schaut nach?«

»Soll ich?«

»Hör zu, wenn mir das verdammte Stück Papier da nicht schon reichen würde, würde ich noch eins aufhängen, und zwar mit Fuggerts Lebensregeln drauf. Und ganz oben würde stehen: Aufstehen um sechs, Nachtruhe punkt zehn, im Notfall dreißigminütige Verlängerung möglich. Schlaf nach dem Essen verboten. Einfaches Bett, niedriges Kopfkissen, Wolldecke, reicht. Alles andere führt zur Verweichlichung. Die Wärme muss von innen kommen, verstanden?«

»Vielleicht ist das mit dem Kaffee ja so ein Notfall ...«

»Himmelherrgottnochmal, und selbst wenn's einer is, dann bleibts auch einer, da gewöhnt er sich dran. Falls er's nich ohnehin schon getan hat.«

»Ich will nur nicht, dass es am Ende meine Schuld ist.«

»Verdammt, was geht dich denn dieser gottverfluchte Kaffee an?! Und was soll überhaupt das ganze Schuld-Gequatsche, hä?«

»Muss pissen.«

»Hatt ich auch grad vor.«

»Ich war aber zuerst!« Justus Kaleika in einem Anflug von Mädchenhaftigkeit. Wahrscheinlich zu lange vorm Kamin gesessen, bestimmt schon verweichlicht.

»Dann los, raus!« Karl Gustav Gütergotz, bevor die Sache hier noch zum Weibergeschwätz wird.

Und während der Wirt sitzenbleibt und seinen Blick zu dem Objekt, welches aus Holz ist, schweifen lässt, auf dass er hinters Papier krieche und dort verweile, hat Justus Kaleika trockenen Fußes ein kleines Türchen gefunden, von dem aus es sich gut beschützt raus in den Regen pissen lässt, den er zwar nicht sehen, dafür aber hören kann. Aber was macht's, seinen eigenen Feuchtigkeitsspender sieht er ja auch nicht, so dunkel isses. Tja, und wie sich's gehört, beginnt's vor seinen Füßen alsbald zu dampfen. Kein Wunder, dass ihm da diese Geschichte einfällt, wo er – wie lange

mag das wohl her sein? – bei Kaden Fritze in der Kneipe saß, nachdem er ihm einen Eimer voll mit Schleien gebracht hat, die derart grün und gelb schimmerten, dass einem schwindlig werden konnte, obwohl er sie schon ne Woche zuvor in einem der Tümpel im Wald gefangen und danach im Wasserfass hatte ausmodern lassen. Selbst gegart glänzten sie noch, und nur eine dicke Schicht Eierrahmsoße konnte verhindern, dass ein Rest von dem Glanz zu ihm drang. Ja, damals hatte eben alles noch seinen Platz, selbst dann noch, als die Frau von Fritze ihren am Ofen verließ und raus ging, scheißen, das wusste er, sah, wie sie sich kratzte. Aber das ging ihn nichts an, er sollte bloß die Schleien bringen – und einen trinken, einen Kleinen nur. Und während der Kleine nicht kleiner wurde, gingen die Kerle neben ihm einer nach dem andern raus und kamen nicht wieder, kehrten einfach nicht an ihren angestammten Tisch zurück, und als er den Kleinen endlich klein gekriegt und sich einen Weg nach draußen gebahnt hatte, vorbei an leeresoffnen Fässern und vor ihm versiegenden Pfützen, da sah er sie plötzlich alle zusammen – die Rücken ihm zugewandt, standen sie einer neben dem andern vor der schmalen Baracke aus Holz, hinter deren offenstehender Tür die Frau vom Wirt auf dem Thron aus Balken saß und grunzte, den Rock über den Hüften und den Rest unter den Knien, und erleichtert kehrten sie hinter ihm zurück an ihren Tisch, wo die Karten noch lagen, glänzend und speckig wie Schleien, derweil Fritzes Frau erwachte und er sich davonestahl, um sich schon bald, ja im nächsten Augenblick darüber zu ärgern, die Chance unwiderruflich dahin, so wie die ganze Zeit – und er kann sich auch nicht daran erinnern, dass Karl Gustav Gütergotz damals mit von der Partie war ... »Verdammt, piss mir nich auf meine Hühner!«

Keine fünf Minuten später ist alles schon wieder vergessen.

Kaum dass er zurück ist, findet Karl Gustav Gütergotz Justus Kaleika vor dem Kamin hockend. Nur eben an der falschen Stelle – »Mein Platz!«

Ein knochenfahrendes Erschrecken.

»Du sitzt auf meinem Loch!«

Banger Blick nach unten.

»Na los!«

Ein paar besser unausgesprochen bleibende Fragen, darunter sich Justus Kaleika zwei Schritte nach links bewegt, wiewohl ohne aufzustehen oder auch nur aus der Hocke zu kommen.

Was er auf diese Weise freilegt, ist tatsächlich ein Loch, wengleich von einem Ausmaß, dass selbst Kleinstnager daran keine Freude fänden, weil darein einfach nicht passten. Ganz im Gegensatz zu Gütergotz' Melkschemel, dessen Standfuß – Eisendorn voran – sich zurück in den feuerharten Dreck zwischen die Steine bohrt.

»Soll ich ihn vielleicht abschnallen, nur weil ich mal pissen muss?«

Was im Fall von Karl Gustav Gütergotz keine Frage ist, schließlich ist der Satz schon im Zusammenhang mit Geschäften ganz anderer Größenordnung gefallen.

Packt er sich also zurück auf den Schemel und versucht ein bisschen zu schlafen.

Das letzte, was Karl Gustav Gütergotz an diesem Abend von Justus Kaleika wahrnimmt, so wird er sich später wieder und wieder erinnern, ist sein plötzliches Verstummtsein, die nach vornüber gebeugte Gestalt, das im Schein des Feuers gleißende Gesicht mit den auf ein Blatt Papier gespannten Augen, dessen Herkunft Karl Gustav Gütergotz trotz einer unablässig bis an die Grenze zur Gewissheit rinnenden Vermutung nie sicher wird bestimmen können (Justus Kaleika wird später angeben, das Blatt unter einem der Bänke liegen gesehen, sogleich aufgehoben und wegen des schlechten Lichts zum Kamin getragen zu haben, wo er es gerade »anschauen« wollte, als Karl Gustav Gütergotz aufwachte und ihn verscheuchte).

Vier Stunden später wird Johann Christian Martin Fuggert, ob eines dringenden Bedürfnisses aus dem Bett und des fehlenden Nachtgeschirrs wegen wie ein Kreisel durchs Zimmer getrieben, das Blatt Papier unter seiner Tür durchgeschoben finden und sich doppelt erleichtern.

Was er, diverse Lebensregeln mit einem kleinen Gewissensbiss in den Schlaf schickend, lautlos liest, ist Folgendes.

»In der Geschichte der Menschheit, so sagen einige unserer gelehrtesten Köpfe, stoßen wir zwischen Jahrzehnten der Ruhe und Jahrhunderten des trägen Vorsichhindauerns immer wieder auf Epochen großen Wandels, sei dieser nun religiöser oder sozialer, politischer oder kultureller Natur. Diese »grundstürzenden Zeiten« ragen, so heißt es, »wie hoch aufgestellte Speere aus dem Kontinuum der Geschichte hervor.«

Andere, gewiss nicht weniger gelehrte Köpfe, behaupten dagegen, es seien Umsturz und Wandel selbst, die der Geschichte der Menschheit ihren Charakter geben. ›Alles fließt in wirbelndem Strome,‹ heißt es etwa in dem bekannten ›Versuch über die Natur der Geschichte‹.

Doch lassen wir uns von diesen Bildern nicht täuschen, schließlich dürfte jeder von uns recht bald erkennen, dass ein aufrecht stehender Speer nur bedingt geeignet ist, um die Bewegung der Geschichte zu symbolisieren, weisen doch seine Spitzen einzig nach oben, nicht aber nach vorn, wohingegen der wirbelnde Strom eher an das überkommene Bild des Kreislaufs der Zeiten erinnert denn an jenes Fortschreiten, welches uns heute umgibt und von dem wir mit Recht vollständig durchdrungen sind. Und doch: Dieses Fortschreiten ist keines, wie es in der Geschichte der Menschheit je eines gegeben hat. Es ist ebensowenig ein ruhiges Dahingleiten in der Zeit und im Raume wie es ein Prozess großen Wandels ist, auch wenn diese Vorstellungen nicht ohne Bedeutung für uns sind. Nein, womit wir es hier und heute zu tun haben, ist die Vereinigung von beidem zum Zwecke ihrer Aufhebung in jenem Punkt, der unsere Gegenwart ist. Der weltgeschichtliche Augenblick, an dem wir uns befinden, stellt ohne Zweifel einen allumfassenden Wandel, ja einen Ausnahmezustand dar, doch wird uns dieser nicht zur Regel, sondern vielmehr zu einem Ort, von dem aus sich alle Geschichte überwinden lässt, auf dass wir in die Gegenwart eintreten, in ein dauerhaftes Jetzt, bei dem wir mit jedem unserer Schritte die Luft der Zukunft atmen. Wohlان, wir wissen um die Historie und verwerfen sie mit keinem Wort, doch schauen wir nicht zurück in Sehnsucht und Melancholie, sondern gehen voran in der Zeit, welche die unsere ist. Denn es ist unsere Zeit, die eine sich wahrhaft

wandelnde ist, doch ist sie auch jene, die den Wandel für immer überwinden wird. Gewiss, diese Überlegungen sind nicht neu, beschwört man doch – nicht ohne Grund und Hoffnung – schon seit Jahren jenen glorreichen Zustand, in dem die Geschichte eine offizielle Chronik sein wird, in der die Namen, Amtszeiten und Bestimmungen einer jeden Regierung ebenso verzeichnet sind wie die Ausführungen ihrer Beamten samt der für eine funktionierende Gemeinschaft notwendigen statistischen Erhebungen. Was dagegen den Umschlag in die nachhistorische Phase betrifft, so verkündete erst kürzlich einer unserer hervorragendsten Philosophen und Staatswissenschaftler: ›In uns wird sich der Wandel verwirklichen, weil er sich durch uns verwirklicht, denn wir sind es, die ihn verwirklichen.‹

Es ist nun mein Wunsch wie mein Bestreben, diese unter den gestrengen Augen der Wissenschaft in vielfacher Prüfung errungenen Erkenntnisse samt der ihnen zugrunde liegenden Tatsachen zu verbreiten, auf dass sie in sämtlichen Klassen und Schichten, in der Stadt wie auf dem Lande, auf fruchtbaren Boden fallen und schon bald reiche Ernte bringen.

Was aber nun am stärksten zu diesem ganz und gar einzigartigen und – so dürfen wir nach dem Gesagten zweifellos behaupten – einzigartig bleibenden Augenblick in der Entwicklung der Menschheit beigetragen hat, ist der Segen unserer Industrie. Sie ist es, die wir, ungeachtet unseres festen und treuen Glaubens an die Kraft des Allmächtigen, die Königin der Welt nennen wollen.

›Vor ihr, so lesen wir im neuesten Album unserer Industrie (und erkennen es nicht anders in der Welt, die uns umgibt), ›verschwindet jede Entfernung, jedes Hindernis und Hemmnis muss am Ende weichen; sie durchsticht Landengen und Gebirge, gräbt Kanäle und weist Flüssen und Strömen neue Bahnen

an. Und auf diese Weise, indem sie jede menschliche und natürliche Kraft ihren Zwecken und Bestrebungen dienstbar macht, umarmt sie gleichsam mit ihren beschwingten Sendboten die ganze Erde. Ihre Riesenschritte sind unaufhaltbar – und sind gleich große und gleich sichere Anbahnungen zu ähnlichen Schritten im Gebiete des Geistes, unerlässliche Grundlagen, auf denen die Vorsehung den höheren Ausbau errichtet.«

Damit aber, so dürfen wir hinzufügen, weckt die Industrie den in uns allen schlummernden Funken und facht ihn an zu einem Weltenbrande, der nicht etwa das Bestehende zerstört und vernichtet, sondern – hierin dem Phönix gleich, der sich in die Flammen stürzt, um daraus neu geboren, geläutert und in größerer Reinheit hervorzugehen und mit kühnem Fluge sich zum Himmel emporzuschwingen – um das Höchste zu erschaffen, das Bestehende zu vervollkommen und es zur größtmöglichen Vollendung auszubilden.

Doch will der Lohn, den uns die Industrie jeden Tag aufs neue zukommen lässt und den sie schon so reichlich über uns ausgeschüttet hat, wohlverdient sein. Dieser Lohn ist kein Preis der Untätigkeit, sondern der eines Erhabenen, sich auf ewig in uns wie in sich selbst erneuernden Kampfes, »der alle Kräfte der Gesellschaft herbeizieht und doch kein Schlachtfeld rötet.« Was unser geheiligtes Volk durchdringt und jede einzelne seiner Seelen durchflutet ist mithin keine zerstörerische Revolution, sondern eine allumfassende, große Bewegung, die das Bestehende sichert, es kräftigt und vollkommen macht. Es ist eine Bewegung, deren Aufgabe und Wunsch es ist, allerorten Glück und Segen zu verbreiten. Allein darin findet sie ihre Erfüllung.

Wenn wir aber nun mit Fug und Recht davon ausgehen können, dass die Industrie die Königin der



Welt ist, welche der gesamten Menschheit ihre Segnungen angedeihen lässt und sie beglückt, so dürfen wir an dieser Stelle mit derselben Überzeugung festhalten, dass es der Bergmann ist, der in ihrem reich verzweigten System eine geradezu königliche Stellung einnimmt, verbindet er doch die Welt der Industrie auf vielfältige und höchst gewinnbringende Art und Weise mit unserer Erden-Welt.

Denn, so sagen wir: Ist der Bergmann mit seinem Körper auch an den Boden gebunden, so erhebt sich sein Geist doch in die ihm eigentümliche Höhe. Was er unten der Erde entringt, beschert er uns oben in den schönsten Erzeugnissen. Urproduktion und Industrie gehen in seiner Person Hand in Hand.

Dabei ist, von sämtlichen im Boden lagernden Schätzen, die Braunkohle hierzulande gewiss der wichtigste. Sie ist es, die uns Wärme spendet und Licht gibt, sei es in Form der neuen Briketts oder in der des schier unerschöpflichen Photogens, das durch trockene Destillation aus Kohle gewonnen wird und ob der um sich greifenden Holznot als Beleuchtungsmittel nunmehr in allgemeinen Gebrauch gerät. Wir können deshalb schon jetzt voller Stolz verkünden, dass der Braunkohlebergbau samt seiner reichen Industrie einer großen und stetig weiter wachsenden Zahl an Menschen Lohn und Brot gibt. Viele, die zuvor ohne Arbeit vor sich hin vegetierten, haben auf diesem Wege neuen Lebenssinn erhalten. Es ist deshalb nur allzu verständlich, wenn immer mehr Menschen in der Arbeit den Heiland der neuen Zeit erblicken. Denn so wie der Heiland zu uns kam, so ward uns auch die Natur geschenkt mit all ihren Schätzen, auf dass wir sie nutzen in diesem unserem rechten Sinne. Und nichts anderes wollen wir tun! Tief wollen wir in die Erde dringen, auf dass es uns immer größer und höher treibe. Wachsen soll unsere Industrie – und

wachsen wollen auch wir. Kein Ort, der unerreichbar, kein Segen, der nicht zu spenden ist. Was einst Utopia war, ist hier und jetzt. Darin Platz für einen jeden, der willens ist, mit allen Fasern hart zu dienen.

Und so mögen sie kommen, die Züge und Schiffe, die Kanäle und Gleise, die Straßen und Brücken, die Türme und Rohre, die Fabriken und Häuser, die Menschen wie die Maschinen, mögen sie alle kommen und mit uns wachsen, zum Wohlstand und Heil für alle, die tüchtig und rechtschaffen sind.

Und so rufen wir aus: Wir sind es, denen Gottes Reich zufallen wird. Es ist unsere Zeit. Wir sind auf Erden erwartet worden.«